



Als Adolf Hitler am 30. Mai 1934 Dresden besuchte, jubelten ihm die Menschen zu. Auf dem Theaterplatz, der damals Adolf-Hitler-Platz hieß, verkündete er: „Dresden ist eine Perle, und der Nationalsozialismus wird ihr die richtige Fassung geben.“ Elf Jahre später lag die Innenstadt in Schutt und Asche.

Foto: Ullstein

# „Dresden ist eine Perle“

*Auch der jungen Generation fällt das Nachdenken über den 13. FEBRUAR schwer. Lassen sich Trauer und Schuld trennen?*

Wie liegt die Stadt so wüst, die voll Volks war. Alle ihre Tore stehen öde. Wie liegen die Steine des Heiligtums auf allen Gassen verstreut. Ist das die Stadt, von der man sagt, sie sei die aller schönste, der sich das ganze Land freuet? Sie hätte nicht gedacht, daß es ihr zuletzt so gehen würde.“ – So heißt es in den Klagegedichten des Propheten Jeremias aus dem sechsten Jahrhundert vor Christus. Nach dem Dresdner Feuersturm in der Nacht vom 13. auf den 14. Februar 1945 erschien dem Kreuzkantor Rudolf Mauersberger jene Klage über die Zerstörung Jerusalems als ein über die Zeiten hinweg gültiges Wort. Am 4. August 1945 sangen die Kreuzkantor den von Mauersberger komponierten Trauerhymnus „Wie liegt die Stadt so wüst“ in der völlig ausgebrannten Kreuzkirche zum ersten Mal.

Bereits drei Wochen vorher, am 10. Juli 1945, war es zur ersten Nachkriegsaufführung der Dresdner Bühnen gekommen. Gegeben wurde „Nathan der Weise“. In der Titelrolle war Erich Ponto zu erleben, der seit 1914 am Schauspielhaus wirkte und in Dresden hohes Ansehen genoss. Über Ponto kann man heute lesen, er habe dem Nazi-Regime stets ablehnend gegenübergestanden. Das hielt ihn nicht davon ab, 1940 in dem antisemitischen Propagandafilm „Die Rothschilds“ mitzuspielen, der neben „Jud Süß“ und der angeblichen Dokumentation „Der ewige Jude“ zu jenen Filmen zählt, mit denen die Deutschen auf die Vernichtung der Juden eingestimmt werden sollten.

## Als wäre nichts gewesen

Der Vertrieb dieses Films ist heute verboten; öffentlich gezeigt werden darf er nur unter strengen Auflagen. Denn seine Botschaft ist perfide: Das rücksichtslos agierende „internationale Finanzjudentum“ wird durch das vergossene Blut der Arier reich und mächtig. Der von Ponto dargestellte Mayer Amschel Rothschild, der seine schmutzige Behausung im Frankfurter Getto mit Ratten und Ungeziefer teilt und mit seinem jiddischen Tonfall, den Schläfenlocken und seiner skrupellosen Geschäftemacherei dem nationalsozialistischen Klischee vom Juden entspricht, sagt es kürzer: „Viel Geld machen kannste nur mit viel Blut.“ Fünf Jah-

re später, als wäre nichts gewesen, spielte Ponto in Dresden Lessings Nathan.

Einer der sechshundert geladenen Zuschauer war Victor Klemperer. In seinem Tagebuch notiert er, dass er sich durch die Einladung des Dresdner Oberbürgermeisters geschmeichelt fühlt. Die Wahl des Stückes allerdings behagt ihm nicht: „Nathan freilich empfand ich als aufdringliche Taktlosigkeit, Iphigenie wäre mir lieber gewesen.“ Die Aufführung selbst gefällt ihm. Er lobt ihre Natürlichkeit und das Bodenständige, Unpathetische von Pontos Nathan: „An jeder Kinnsseite kleines schütteres Ziegenbärtchen, beinahe komisch... Gelegentlich humoristisch, wiederholt ein ganz leiser gutmütig intimer Anklang ans Jüdeln. Dabei in allem selbstverständliche, selbstsichere Würde.“ Wie wäre Klemperers Urteil wohl ausgefallen, wenn er von Mayer Amschel Rothschild gewusst hätte? Man mag sich nicht ausmalen, wie ihm zumute gewesen wäre. Doch den Film dürfte er nicht gekannt haben. Seit dem 12. November 1938 war Juden der Besuch von Bibliotheken, Kinos, Theatern, Varietés, Konzertsälen und Museen verboten gewesen.

Erst fünf Monate war es her, dass Victor Klemperer schweren Herzens in der noch unzerstörten Stadt unterwegs gewesen war, in der Tasche den Deportationsbefehl, den er einigen der letzten in Dresden verbliebenen Juden zustellen hatte. Drei Tage später sollte es soweit sein. Auch er selbst rechnete mit seiner baldigen Ermordung. Doch dazu kam es nicht mehr. Am selben Abend, dem Abend des 13. Februar 1945, griffen erst britische, dann amerikanische Flugzeuge die Stadt an. Klemperer schreibt: „Die Bomben fielen, die Häuser stürzten, der Phosphor strömte, die brennenden Balken krachten auf arische und nicht-arisches Köpfe, und derselbe Feuersturm riß Jud und Christ in den Tod; wen aber von den etwa 70 Sternträgern diese Nacht verschonte, dem bedeutete sie Errettung, denn im allgemeinen Chaos konnte er der Gestapo entkommen.“ In seiner Abhandlung „LTI“ erinnert er sich an das „Hochgefühl der märchenhaften Errettung“. Und dennoch spricht er von „unserm dies ater“, unserem Unglückstag.

Obwohl ihm der Untergang Dresdens das Leben rettete, war er Klemperer nicht gleichgültig. Von der Brühlschen Terrasse aus blickte er auf die Brände ringsum. Nur wenige Hundert Meter entfernt, zwischen Semperoper und Schloss, lag der Theaterplatz, der ab 1933 Adolf-Hitler-Platz hieß. Dort hatte Hitler am 30. Mai 1934 vor einer jubelnden Menge verkündet: „Dresden ist eine Perle, und der Nationalsozialismus wird ihr die richtige Fassung geben.“ Über drei Jahrzehnte nach Kriegsende wurde ich in Dresden geboren. Von der einstigen Pracht waren nur mehr Reste zu sehen. Ich wuchs in einer Stadt auf, über die am liebsten im Präteritum gesprochen wurde. Mein Vater zeigte mir, wo der Zirkus Sarrasani gestanden hatte und wo das Haus in der Zöllnerstraße, in dem er geboren worden war. Ich sah einen Sportplatz, weite Rasenflächen. Ich konnte es mir nicht vorstellen. Blickte ich

aus einem der Fenster unserer Wohnung in der Dresdner Neustadt, sah ich auf die Ruine der St. Pauli-Kirche, die mit ihren ins Nichts ragenden backsteinernen Mauern wie ein gestrandetes Wrack zwischen den verrußten Häuserzeilen lag. Der Krieg erschien dem Kind, das ich war, nicht als ferne Vergangenheit, sondern als mögliche Gegenwart. Geschürt wurde diese Angst durch eine Lehrerin, die uns zu sozialistischen Persönlichkeiten erziehen wollte. Ihr Hass, den sie auch uns einzuflößen suchte, galt den Amerikanern, die angeblich bald wiederkommen würden, um erneut ihre Bomben auf Dresden zu werfen. Ich erinnere mich, dass ich mir damals vorstellte, was ich tun würde, wenn wieder Krieg wäre. Ich wollte mich auf die Straße legen, dicht am Bordstein, die Stirn auf dem Pflaster, mit zugekniffenen Augen. Man würde mich, so glaube ich, für tot halten und in Ruhe lassen. Ich würde so lange dort liegen bleiben, bis der Krieg zu Ende wäre.

## Ich wuchs in einer Stadt auf, über die am liebsten im Präteritum gesprochen wurde.

Jeremias belässt es nicht bei der Klage. Er spricht auch vom eigenen Versagen, von eigener Schuld. „Der Herr“, heißt es bei ihm, „ist gerecht, denn ich bin seinem Worte ungehorsam gewesen.“ Und es heißt: „der Herr hat über die Stadt Jammer gebracht um ihrer großen Sünden willen.“ Es gibt noch andere solche Sätze. Keinen davon hat Rudolf Mauersberger ausgewählt. Widersprachen sie seinem Empfinden, oder glaubte er etwa, sie seinen Zeitgenossen nicht zumuten zu können? Warum auch immer er darauf verzichtete: Er hat damit den Charakter des Textes verändert. Der verzweifelte Klage, die in das flehentliche Gebet mündet, fehlt nun das Gegengewicht. Ohne das Bekenntnis, selbst schuldig geworden zu sein, wirkt der Trauerhymnus auf mich hohl und vermessen. Sein Selbstmitleid stößt mich ab. – Ich zögere, diese Sätze zu formulieren. Sie erscheinen mir zu hart. Ich will nicht vorschnell urteilen; nicht die neunmalklugen Selbstgewissheit des Nachgeborenen treibt mich an. Ich bin selbst hin und her gerissen zwischen dieser Irritation und dem, was ich fühlte, als ich als Elfjähriger in der Dresdner Kreuzkirche diese Motette sang. Wenn ich die Augen schließe, sehe ich den hohen Raum vor mir, den grauen Rauputz an Wänden, Säulen und Emporen, die im Feuer geborstenen Steine.

## Eine leichte Irritation

Je länger ich nachdenke über Mauersbergers Trauerhymnus und Pontos Nathan, desto mehr Fragen tauchen auf, Fragen, die mir keine Ruhe lassen. Und jetzt, in diesem Moment, wird mir auf einmal klar, dass jedes der fünf Bücher, die ich in den letzten Jahren herausgegeben oder geschrieben habe, damit beghann, dass eine Frage mir keine Ruhe ließ. Wie kommt einer zum Schreiben? Wie war das, als die Mauer fiel? Wie bringt man Ruine und Gedicht zusammen? Zu einigen dieser Bücher habe ich selbst nichts als Fragen beigesteuert. Von Adolf Endler wollte ich erfahren, wie er

als Kind die Schrecken des Krieges erlebt hat. Und von sieben Dresdner Dichtern ließ ich mir erzählen, wie das alte Dresden, die Trümmerwüste oder die sozialistische Stadt sie prägte. War es einfach Neugier, die mich antrieb, die Wissbegier des Nachgeborenen? Oder hängt es womöglich mit jener Lehrerin zusammen, die uns damals ihr fatales Weltbild überstülpen wollte wie einen eisernen Helm ohne Augenschlitz? Ich könnte ihr heute dankbar sein. Sie hat mich Skepsis gelehrt. Ich habe begriffen, dass es sich lohnt, Fragen zu stellen, sich selbst ein Bild zu machen. Seither bin ich stets darauf gefasst, dass sich eine angeblich unumstößliche Wahrheit, um mit Lessing zu sprechen, als „geschminkte Unwahrheit“ entpuppt.

als Kind die Schrecken des Krieges erlebt hat. Und von sieben Dresdner Dichtern ließ ich mir erzählen, wie das alte Dresden, die Trümmerwüste oder die sozialistische Stadt sie prägte. War es einfach Neugier, die mich antrieb, die Wissbegier des Nachgeborenen? Oder hängt es womöglich mit jener Lehrerin zusammen, die uns damals ihr fatales Weltbild überstülpen wollte wie einen eisernen Helm ohne Augenschlitz? Ich könnte ihr heute dankbar sein. Sie hat mich Skepsis gelehrt. Ich habe begriffen, dass es sich lohnt, Fragen zu stellen, sich selbst ein Bild zu machen. Seither bin ich stets darauf gefasst, dass sich eine angeblich unumstößliche Wahrheit, um mit Lessing zu sprechen, als „geschminkte Unwahrheit“ entpuppt.

## Klemperer war empört

Als „aufdringliche Taktlosigkeit“ empfand Victor Klemperer im Juli 1945 die Aufführung von Lessings Drama. War sie auch eine „geschminkte Unwahrheit“? Ein halbes Jahr später erwähnt er im Tagebuch, dass eine Tagung der KPD in Berlin „mit dem unvermeidlichen Nathan“ begonnen habe. Was als humanistisches Bekenntnis und als Geste der Versöhnung gedacht war, die den Neubeginn nach dem Dritten Reich moralisch legitimieren sollte, stieß Klemperer sauer auf.

Bei der Aufführung in Dresden begegnete er einem früheren Hochschulkollegen, der in der Nazi-Zeit Professor für Geschichte gewesen war und nun den Neuaufbau der Kulturwissenschaftlichen Abteilung betrieb. Klemperer war empört. Kurz darauf fiel ihm eine Publikation dieses Mannes von 1940 in die Hände, nach deren Lektüre er festhielt: „Ein umfassender innen- und außenpolitisches Bekenntnis zum Nationalsozialismus als diese Schrift scheint mir unmöglich.“

Klemperer verließ das Theater bereits nach der Ringparabel. Er musste noch nach Dölzchen hinauf und wollte sicher gehen, dass die Straßenbahn noch fuhr. So hat er es notiert. Doch nicht damit endet der Eintrag im Tagebuch. Stattdessen kommt er noch einmal darauf zurück, wie peinlich es ihn berührte, dass man ausgerechnet den „Nathan“ gab. Hatte sein vorzeitiger Aufbruch womöglich auch damit zu tun? Wir wissen es nicht. Jedenfalls ersparte er sich dadurch den Vierten Aufzug und damit den dreimaligen fanatischen Ausruf des Patriarchen: „Tut nichts! der Jude wird verbrannt.“ Was bloß dachten die Menschen damals im Theater, als er ertönte, an diesem Sommerabend 1945 in Dresden?

RENATUS DECKERT

## DER AUTOR



Renatus Deckert, geboren 1977 in Dresden, lebt als Schriftsteller und Herausgeber in Berlin. Er studierte Literatur und Philosophie und promovierte mit einer Arbeit über das zerstörte Dresden in Gedichten von Volker Braun, Heinz Czechowski und Durs Grünbein. **Jüngste Publikationen:** „Dies Sirren“, „Ruine und Gedicht“, „Die Nacht, in der die Mauer fiel“. **Der Text** auf dieser Seite folgt der Rede, die der Autor in Kamenitz als Dank für den Lessing-Förderpreis hielt.